



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die preußisch-italienische Allianz von 1866

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Unternehmungen größern Umfangs ins Werk zu setzen? Tut es das, so gibt es sich Frankreich in die Hände und sagt sich von England los. Dieses verliert damit den letzten Bundesgenossen in Europa, der es wenigstens in seiner Mittelmeerpolitik bisher willig unterstützt hatte, und der in der Lage ist, die Machtverhältnisse zur See einer gründlichen Prüfung unterziehen zu helfen.



## Die preussisch-italienische Allianz von 1866



aß sich Preußen und Italien im Frühjahr 1866 zu gegenseitiger Hilfe verbündeten — Preußen, um dem Vormachtstreit in Deutschland ein Ende zu machen, Italien, um in den Besitz Venetiens zu gelangen —, war, wie sich die politischen Dinge gestaltet hatten, etwas Natürliches, Selbstverständliches; von lange her schien die geschichtliche Entwicklung dieses Zusammentreffen vorbereitet zu haben. Dennoch ist dieses Bündnis nur unter großen Schwierigkeiten zu stande gekommen. Es lag gleichsam in der Luft. Hier und dort war das nationale Ziel verwandt, der Gegner, den es zu bekämpfen galt, war derselbe. Die öffentliche Meinung in beiden Ländern stand den Staatsmännern zur Seite: in Deutschland hatte sich das zögernde Vertrauen erst dann der nationalen Politik des leitenden Staatsmannes vollends zugewandt, als man sie im Bunde mit dem seiner Vollendung zustrebenden Nationalstaat der Italiener sah. Und dennoch ist die Geschichte dieses Bündnisses voll von Irrungen und Mißverständnissen. Mehr als einmal hat es nur mit Mühe die Probe bestanden. Ein Stein des Anstoßes nach dem andern mußte aus dem Wege geräumt werden, die Auslegung des Bündnisses war bis zum Ende ein Gegenstand des Streits. Mißtrauisch folgte jeder der Verbündeten den Schritten des andern. Und auch dann, als sich das Bündnis allen Hindernissen zum Trotz als zuverlässig bewährt hatte und sein Doppelzweck glücklich erreicht war, auch dann noch hatte es ein unerquickliches Nachspiel, dessen Wirkungen sich in der Literatur beider Länder dauernd erhalten haben. Das sind bekannte Dinge, aber sie werden wieder aufgefrischt und in manchen Einzelheiten schärfer beleuchtet durch ein Buch, das kürzlich in Italien erschienen und dem Andenken einer der Hauptpersonen von damals gewidmet ist. \*) Der Unterhändler des Bündnisses auf italienischer Seite war der General Joseph Govone. Er ist schon vor dreißig Jahren gestorben. Jetzt erst hat der Sohn gesammelt, was von amtlichen Schriftstücken und von intimern Aufzeichnungen, Tagebüchern, Briefen seines Vaters vorhanden war; ein sehr fragmentarisches Material, mit dessen Hilfe aber doch ein urkundlich treues Bild des Mannes

\*) Umberto Govone, Il Generale Giuseppe Govone. Frammenti di Memorie. Torino, Fr. Casanova, 1902.

hergestellt werden konnte, der in einem kurzen Leben seinem Vaterlande vielzeitige Dienste geleistet hat.

Aus einer alten piemontesischen Adelsfamilie stammend und in der Schule des piemontesischen Heeres aufgewachsen, war Govone von Jugend auf gewöhnt, in Lamarmora seinen Gönner und Vorgesetzten zu verehren. Er galt als einer der fähigsten Offiziere, zuverlässig und mit einer ungewöhnlichen wissenschaftlichen Bildung ausgerüstet. Ein rasches, erregbares Temperament verband er mit der kühlen Vorsicht des Diplomaten. Als er mit einundvierzig Jahren die Mission nach Berlin erhielt, hatte er schon mannigfache Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt; er stand schon in den Kriegen von 1848 und 1849 in den Reihen des Heeres und hatte als militärischer Attaché der Gesandtschaften in Wien und in Berlin die dortigen Heereseinrichtungen kennen gelernt. Beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges begab er sich in das Lager Dmer Paschas, machte die beiden Donaufeldzüge 1853 und 1854 mit und leistete besonders bei der Verteidigung Silistrias nützliche Dienste. Amante delle avventure, wie er sich selber nennt, wäre er gern der Aufforderung Ismail Paschas gefolgt, ein Kommando in Asien zu übernehmen, aber Lamarmora schlug ihm den Wunsch ab und schickte ihn nach der Krim, wo er den Operationen der Engländer und der Franzosen folgte. Aus dem Briefwechsel, den er in dieser Zeit mit Lamarmora und mit Freunden führte, sind so interessante Bruchstücke mitgeteilt, daß wir es bedauern, daß er keine zusammenhängenden Aufzeichnungen gemacht hat. Schon im Juli 1854 hatte er gefragt: „Non entreremo in questa guerra? Ich hoffe, wir stecken unsre Nase darein, um unsrer Rolle als enfant terrible treu zu bleiben.“ Im Januar 1855 kann ihm endlich Lamarmora den Abschluß des Allianzvertrags mitteilen. Er wird zurückgerufen, begleitet Lamarmora nach Paris, wo dieser die Expedition vorbereiten sollte, und anfangs Mai geht es wieder nach der Krim, Govone als Major im Generalstab Lamarmoras. In der Schlacht an der Tschernaja, der einzigen Waffentat, an der die Piemontesen teilnahmen, gelang es ihm, sich auszuzeichnen, und nach dem Fall Sebastopols hatte er den Bericht darüber an das Kriegsministerium zu erstatten. Im Kriege von 1859 war er Oberst im Generalstab des Königs. Die Tagebuchnotizen und Brieffragmente aus dieser Zeit enthalten gleichfalls lesenswerte militärische Einzelheiten; auch verraten sie wiederholt den Unmut darüber, daß die Siege französische Siege sind, und daß sie, wie namentlich nach Magenta, nicht mit größerem Nachdruck ausgenützt wurden. Nach der Schlacht von Solferino hatte er wieder den Bericht über den Anteil der piemontesischen Armee an dem siegreichen Kampf abzufassen. Sehr verdienstvoll war Govones Tätigkeit in den Jahren 1863 und 1864 gegen den Brigantaggio im Neapolitanischen und gegen das Unwesen der Renitenti, d. h. der Militärflüchtigen in Sizilien. Was andern Generalen nicht gelungen war, das gelang ihm durch ein sinnreich ausgedachtes Verfahren, das zwar wegen seiner Strenge angefochten wurde, das er aber in einer Rede im Parlament erfolgreich verteidigte.

Dies war der Offizier, den Lamarmora im März 1866 nach Berlin sandte, wo er Vereinbarungen wegen eines Bündnisses gegen Österreich treffen

solle. Preußen selbst hatte sich nach dem entscheidenden Ministerrat vom 28. Februar die Sendung eines Unterhändlers erbeten. Bisher hatte man in Florenz ziemlich ungläubig den preussischen Gesandten Grafen Ugedom angehört, der nicht müde wurde, zu versichern, daß die Dinge in Deutschland unabwendbar dem Kriege zutrieben. Kam es aber wirklich zum Kriege, so durfte Italien die Gelegenheit mitzutun nicht versäumen, denn wenn Österreich nicht gutwillig auf Venetien verzichtete, so mußte sein Besitz mit den Waffen erstritten werden, und Krieg konnte Italien nur führen im Bunde mit einer andern Macht. Österreichs Gegner war Italiens natürlicher Bundesgenosse. Andererseits hatte Preußen das größte Interesse daran, für den Fall eines kriegerischen Ausgangs der Verwicklungen in Deutschland Italien zum Bundesgenossen zu gewinnen. Einmal aus militärischen Gründen, denn Moltke wollte den Krieg mit Österreich und seinen Verbündeten nicht wagen, ohne daß Österreich zu einer Teilung seiner Streitkräfte gezwungen wäre. Noch wichtiger war für Bismarck der politische Gewinn aus dieser Verbindung. Hatte man Italien zum Bundesgenossen, so hatte man in gewissem Sinn auch den Kaiser Napoleon als stillen Teilhaber, er stand als Beschützer hinter Italien, und man war zum mindesten seiner Neutralität sicher. Auch hoffte Bismarck, wenn einmal Preußen feste Verabredungen mit Italien getroffen hätte, den König leichter auf der einmal betretenen Bahn festhalten, leichter zu einer kriegerischen Politik fortzuziehen zu können. Es war die Absicht, Moltke selbst dazu nach Florenz zu senden, daß er dort die Bündnisverhandlung führen sollte, und es waren schon die Instruktionen für ihn aufgesetzt, deren Inhalt Sybel (4, 290) mitgeteilt hat, aber die Sendung unterblieb, eben weil sie durch die Ankunft Govones unnötig wurde.

Die Instruktionen, die Govone von Lamarmora erhielt, sind nicht bekannt. In seiner berichtigten Verteidigungs- und Anklageschrift: *Un po' più di luce* behauptet Lamarmora, sie seien verloren gegangen. Der Verfasser unsers Buches sagt, sie seien überhaupt nur mündlich gewesen. Man kann ihren Inhalt erschließen aus den Berichten, die Govone über seine ersten Unterredungen mit Bismarck nach Hause sandte. Er war in der Voraussetzung gekommen, daß Preußen ungesäumt den Krieg erklären werde, und war ermächtigt, nach Feststellung eines gemeinsamen politischen Programms eine Militärkonvention abzuschließen. Aber zugleich hatte ihn Lamarmora mit dem tiefen Mißtrauen gegen Preußen erfüllt, das ihn selber beherrschte, und er hatte ihm auch von andern Kombinationen gesprochen, die nebenherliefen, und für die die eingeleiteten Verhandlungen mit Preußen, wenn sie nicht rasch zum Ziele führten, nur ein Hindernis sein konnten. Lamarmoras Ruf lassen seine Landsleute nicht antasten; er hat auch ohne Zweifel in den Jahren der politischen Vorbereitung dem piemontesischen Staat und seinem Heere wichtige Dienste geleistet, aber für die Zeiten der Erfüllung, für die Aufgaben, vor die sich jetzt Italien gestellt sah, reichten seine Kräfte nicht aus. In einem engherzigen Ideenkreise befangen und wie seine ganze Umgebung zu der piemontesischen Militärkonföderation gehörend, für die die Freundschaft mit dem Kaiser Napoleon, dem großmütigen Helfer von 1859, die unverrückbare Richt-

linie der italienischen Politik war, hatte er keinen Sinn dafür, daß jetzt für Italien eine Gelegenheit gegeben war, die drückende Bevormundung Frankreichs abzuschütteln und durch einen waffenfreudigen Aufschwung der Nation, Hand in Hand mit einem uneigennütigen Bundesgenossen, der gleichen Zielen zustrebte, die nationale Selbständigkeit zu erringen. Nur mit halbem Herzen ließ er sich überhaupt in eine kriegerische Politik ein. Venetien wollte er allerdings für das unvollständige Königreich erwerben — wie der Ministerkollege Lamarmora, Stefano Jacini in seiner Flugschrift: *Due anni di politica italiana* ausgeführt hat, war die baldige Lösung der venetianischen Frage zu einer Notwendigkeit für die innere Politik Italiens geworden —, aber es war Lamarmora gleichgültig, durch welche Mittel die Lösung gelang. Jeder Weg war ihm recht, und einen friedlichen Weg zog er einem neuen Waffengang vor. Als er nach den Turiner Unruhen im September 1864 die Regierung übernommen hatte, sagte er in seiner Programmrede vom 12. November geradezu, daß er hoffe, durch friedliche Mittel in den Besitz von Venedig zu gelangen. „Wenn ich betraut wäre, mit dem Kaiser von Österreich unmittelbar zu reden, so hätte ich ihm Erwägungen beiderseitigen Interesses vorzutragen, die, so scheint es mir, ihn überzeugen müßten.“ Und er hatte, das Wohlwollen des Kaisers Napoleon für Italien rühmend, hinzugefügt, da Italien keine direkten Beziehungen zu Österreich habe, so wäre es natürlich, gegebenenfalls dessen Vermittlung und Beistand anzurufen. Es war ganz dieser Überzeugung gemäß, daß Lamarmora damals anfang abzurufen, und als ihn einen Monat später der Garibaldiner Vixio deshalb interpellierte, von einer gutwilligen Abtretung Venetiens nichts wissen wollte, vielmehr an die Ehre des Landes appellierte, für den moralischen Gewinn eines erfolgreichen Krieges beredte Worte fand, entgegnete ihm Lamarmora mit Lobpreisungen des Friedens, die seinem humanen Sinn alle Ehre machten, aber im Munde eines Soldaten befremdlich klangen.

Konnte aber überhaupt an eine friedliche Lösung der venetianischen Frage gedacht werden? War sie im Bereiche der Möglichkeit? Ausgeschlossen war diese nicht. Man wollte durch private Sondierungen in Wien schon Anhaltspunkte dafür haben, daß Österreich unter Umständen einem Verzicht auf die feindselig gesinnte Provinz nicht mehr so unbedingt abgeneigt sei wie früher. Soeben, im Februar 1866, war der rumänische Thron erledigt worden. Ließ sich nicht die Gelegenheit benützen, Österreich zu einem Tauschgeschäft zu bewegen? Sybel hat es wahrscheinlich gemacht, daß sich die *altre combinazioni*, von denen in Govones Depesche vom 14. März die Rede ist, eben auf diesen Handel bezogen. Von Frankreich und Italien ist der Plan ernsthaft ange-regt worden. Nun mußte man sich sagen, daß durch ein Kriegsbündnis mit Preußen ein friedliches Abkommen dieser Art nicht gefördert wurde. Aber anderseits konnte gerade die Einleitung zu einem solchen Bündnis wie eine Drohung wirken, die Österreich zu einem freiwilligen Verzicht geneigter machen konnte. Und welcher Verlaß war denn auf Preußen, das im Jahre 1850, als die Heere schon gegeneinander gerüstet standen, vor den Drohungen Österreichs unrühmlich zurückgewichen war? Doch viel näher noch lag eine andre Erinnerung.

Zum erstenmal hatte Bismarck wegen eines Bündnisses mit Italien im August 1865 angeklopft, und es scheint, daß Lamarmora damals wirklich mit beiden Händen zugreifen wollte. In diesem Augenblick, wo der Bruch wegen der Elberzogtümer unvermeidlich schien, schloß Preußen die Gasteiner Konvention, und für die italienischen Staatsmänner war dies eine Enttäuschung, die sie aufs äußerste verstimmt und von da an vorsichtig, zurückhaltend, mißtrauisch machte. Wer konnte glauben, daß man in Berlin ernstlich den Krieg wollte? Mußte man nicht besorgt sein, daß Preußen, wenn es sich jetzt wieder an Italien wandte, seinerseits das Bündnis bloß dazu benützen würde, einen Druck auf Österreich auszuüben, der ihm den Besitz der Herzogtümer ohne Krieg verschaffte? Wer bürgte dafür, daß es dann den Verbündeten nicht preisgab und allein der Rache seines Feindes überließ? Es gab nur eine Bürgschaft für seinen ernstlichen und ehrlichen Willen, wenn es sich nämlich verbindlich machte, sofort loszuschlagen. Mit solchen zwiespältigen Gedanken ließ sich Lamarmora in die Verhandlungen mit Preußen ein, und solche zwiespältige Gedanken gab er auch seinem Abgesandten mit auf den Weg nach Berlin.

Govone traf am 14. März in der preußischen Hauptstadt ein, und das erste, was er erfuhr, war, daß durch eine Indiskretion seine Ankunft, die ein Geheimnis sein sollte, schon im voraus in die Öffentlichkeit gebracht worden war. Schon hierin sah er eine Bestätigung seines Argwohns. Wenn die Ankunft eines italienischen Unterhändlers sofort an die große Glocke gehängt wurde, konnte das einen andern Zweck haben, als Österreich einzuschüchtern und müde zu machen? Die Unterredung, die er noch an demselben Tage mit Bismarck hatte, warf ihm vollends sein Konzept über den Haufen. Er kam in der Absicht, Verabredungen über einen sofort zu eröffnenden Feldzug zu treffen, und er mußte nun erfahren, daß die Dinge in Berlin noch lange nicht bis zu diesem Punkte gediehen waren. Bismarck sagte ihm, die Persönlichkeit des Königs bürgte dafür, daß Preußen nicht wie im Jahre 1850 zurückweichen werde, aber nun sei er, Bismarck, daran, eine politische Verwicklung in Deutschland wie die damalige herbeizuführen, um das vor sechzehn Jahren Versäumte dieses mal zu erreichen. Wegen des Besitzes der Herzogtümer könne er keinen Krieg führen. Das sei ihm ein zu geringes Ziel. Um der öffentlichen Meinung in und außerhalb Deutschlands willen bedürfe er ein größeres und unangreifbares Ziel, und das sei die Neugestaltung Deutschlands. Die Berufung eines deutschen Parlaments werde den Knoten unlösbar verwickeln. Um diese Situation vorzubereiten, brauche er aber Zeit, drei bis vier Monate, und um den König auf dem Wege zu diesem Ziel festzuhalten, wünsche er, daß sich Italien schon jetzt verpflichte, Preußen bei diesem Unternehmen beizustehn, während sich Preußen seinerseits für eine gleichzeitige Lösung der venetianischen Frage verbürge.

Das entsprach nun ganz und gar nicht den Weisungen, die Govone von Lamarmora erhalten hatte. Anstatt des sofortigen Krieges war dies eine Verpflichtung für entfernte Möglichkeiten, bei deren Eintritt es für Italien vielleicht ganz andre Umstände gab. Es verschloß sich die Möglichkeit einer andern Lösung, die Möglichkeit eines unmittelbaren Abkommens mit Österreich, während

Preußen noch gar keine bestimmte Verpflichtung einging. Auch den Vorschlag Govones, ein Abkommen zu schließen, wonach sich Preußen verbindlich machte, daß die Herzogtümerfrage nicht ohne die venetianische gelöst werde, lehnte Bismarck ab, der zuletzt, um Italien nicht loszulassen, als Minimum einen allgemeinen Freundschafts- und Allianzvertrag vorschlug, der zu nichts verpflichtete, der ihm aber für die Festhaltung des Königs von Nutzen sei. Govone gewann den Eindruck, daß Preußen noch lange nicht an Krieg denke. Er sah schon seine Mission als zwecklos an und wurde in dieser pessimistischen Ansicht bestärkt durch den Gesandten Italiens am Berliner Hofe, den Grafen Barral, gleichfalls einen Piemontesen (beschränkt und empfindlich nannte ihn Bismarck, Bernhardi, 7, 262), aber auch durch die andern Mitglieder des diplomatischen Korps. Lord Loftus warnte ihn, sich mit Preußen einzulassen, das sicher im gegebenen Augenblick Italien im Stich lasse, und Benedetti glaubte gleichfalls nicht, daß es zum Kriege kommen werde.

Immerhin blieb Govone in Berlin, es wurde Zeit gewonnen, und es konnte seiner Regierung nur angenehm sein, wenn Österreich den Glauben gewann, daß ein preußisch-italienisches Bündnis im Werke sei. Auch die folgenden Unterredungen mit Bismarck brachten keinen wesentlichen Fortschritt. Govone machte gegen Bismarck gar kein Hehl aus seinem Argwohn, man brauche die Verhandlungen mit Italien bloß zu dem Zweck, Österreich einzuschüchtern. Bei dem Vorschlage Bismarcks, gegenseitig Militärbevollmächtigte nach Berlin und Florenz zu senden, argwöhnte Govone von neuem den Hintergedanken, daß es nur auf eine Demonstration abgesehen sei. Er könne, schrieb er am 17. März, von den eingeleiteten Verhandlungen keinen ernsthaften und praktischen Gewinn für Italien erwarten.

Mittlerweile hatte sich durch den Beginn der Rüstungen die Lage verschärft, und auch die italienischen Unterhändler zeigten sich jetzt geneigter. An dem Willen Bismarcks zum Kriege konnte Govone nicht mehr zweifeln, er hatte schon nach der ersten Unterredung mit Bismarck ausgerufen: Das ist Cavour, wie er lebt und lebt! und am 21. März empfing er auch aus dem Munde des Königs die Versicherung, daß er entschlossen sei, zum Schwert zu greifen, falls es nicht gelinge, sich in befriedigender Weise mit Österreich auseinander zu setzen, und daß er in diesem Fall auf ein Einvernehmen mit Italien rechne. Es wurden mehrere Entwürfe eines Bündnisvertrags erwogen und durchgesprochen, wobei Bismarck darauf bestand, daß Preußen die Initiative der Kriegserklärung gewahrt bliebe, während die Italiener es durchsetzten, daß die Wirksamkeit des Vertrags auf eine gewisse Frist, zwei oder drei Monate, beschränkt wurde, nach deren Ablauf Italien wieder frei war. Eine Klausel wegen Welschtirols aufzunehmen, wurde von Bismarck verweigert. Auch Benedetti drängte jetzt zum Abschluß.

Konnte Italien eine Gelegenheit verfäumen, die so nicht wiederkehrte? Das rumänische Nebelbild war längst zerflissen. Es kam endlich soweit, daß man sich über einen Vertragsentwurf einigte, und daß sich die Italiener von ihrer Regierung Vollmacht erbaten, den Vertrag zu unterzeichnen. Govone schrieb am 18. März an Lamarmora: „Die Gefahr scheint noch immer die,

daß Bismarck den Vertrag als Waffe benützt für den Plan einer Bundesreform, den er in diesem Augenblick betreibt, und daß er dazu bestimmt ist, Österreich und die kleinern Staaten zu erschrecken und die Herzogtümer ohne Schwertschlag zu erlangen. Eure Exzellenz werden denken, daß es bedauerlich wäre, wenn unsre Teilnahme an dem Vertrag keinen andern Gewinn brächte und für Italien ohne Wirkung bliebe; allein es wäre noch viel bedauerlicher, wenn es zu einer Verständigung zwischen Österreich und Preußen käme, nachdem wir alle Kosten einer unnützen Mobilisierung getragen hätten.“ Noch am 2. April schrieb er: „Was die hiesige Meinung über die Wahrscheinlichkeit des Krieges betrifft, so glaubt man, daß der Graf Bismarck bei der Unmöglichkeit, die Herzogtümerfrage mit den Demonstrationen zu lösen, bis zum Krieg gehn werde. So urteilt, wer ihn kennt. Aber die ältesten Diplomaten in Berlin sind der Ansicht, daß ihm der König niemals bis dahin folgen wird; sie sind überzeugt, daß eines schönen Tages die Sendung eines Generals nach Wien den Streit zum Ende bringen kann.“ Auch das preußische Volk in allen seinen Ständen sei gegen den Krieg, Haß gegen Österreich sei nirgends vorhanden, und nicht einmal in der Stimmung des Heeres finde Bismarck eine Stütze. Solche Bemerkungen konnten nicht dazu beitragen, die Bedenken Lamarmoras zu beseitigen. Wirklich zauderte dieser. Von Tag zu Tag warteten die Unterhändler auf Nachricht aus Florenz. Es kam keine Antwort. Bismarck wurde ungeduldig, und die Stellung Govones wurde, wie er in einer nach seiner Heimkehr aufgesetzten Denkschrift sagte, peinlich und falsch, bis endlich eines Tages Lamarmora in furia ed in fretta den Wortlaut des Bismarckischen Entwurfs verlangte und darauf in furia ed in fretta telegraphisch die Weisung zur Unterschrift gab. Barral und Govone konnten sich die plötzliche Eile nicht erklären. Die Erklärung war einfach genug. Lamarmora hatte, wie immer in solchen Fällen, in Paris angefragt und durch Nigra und durch den Vertrauensmann Grafen Arese, den er eigens zum Kaiser geschickt hatte, die Weisung zuzugreifen erhalten. So konnte denn endlich am 8. April der Bündnisvertrag unterzeichnet werden, dessen Wortlaut zuerst Bonghi im Jahre 1870 veröffentlicht und den Thiers das größte Ereignis der europäischen Politik genannt hat. Bismarck selbst nahm die Nachricht von der Einwilligung Italiens mit Freuden auf und sagte zu Govone: Auch wenn der Krieg, was höchst unwahrscheinlich sei, nicht ausbräche, würden doch die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Preußen und Italien einen geschichtlich bedeutsamen Punkt im Leben beider Völker bezeichnen und eine neue politische Zukunft einleiten, zum Segen für beide Völker.

Der Vertrag hat nach beiden Seiten seinen Zweck erfüllt. Er hat Preußen sowohl als auch Italien das von ihnen erstrebte Ziel verschafft, und auch die Italiener — unser Buch beweist dies — erkennen es jetzt an, daß Preußen nicht in der Lage war, einen anders lautenden Vertrag abzuschließen. Daß es ihnen damals nicht leicht war, einen Vertrag einzugehn, der in der That einseitig war, der Rechte und Pflichten nicht gleichmäßig verteilte, der sie selbst für den Kriegsfall fest an Preußen band, während sich dieses nicht bloß die Stunde des Kriegs, sondern den Entschluß zum Kriege vorbehielt, der ihr Los

von einer Politik abhängig machte, die im Grund auf einer einzigen, im eignen Vaterland nicht in ihrer Größe erkannten Persönlichkeit ruhte, das ist begreiflich und verzeihlich genug. Bismarck hatte ihnen immer wieder vorgestellt, daß gerade durch die Tatsache des Bündnisses eine kriegerische Lösung an Wahrscheinlichkeit gewinne, aber möglich war doch noch immer ein friedlicher Ausgang, während sie sich für drei Monate gebunden hatten. Nicht ihr Zögern, nicht ihre vorsichtige Zurückhaltung kann man ihnen zum Vorwurf machen, wohl aber dies, daß sie auch, nachdem Bismarck die Schiffe hinter sich verbrannt hatte, ihre argwöhnischen Gedanken nicht verwinden konnten. Gleich am Tage nach der Unterzeichnung des Vertrags mit Italien hatte Bismarck in Frankfurt seinen Antrag auf Bundesreform gestellt und damit sein gegebenes Wort eingelöst. Den Italienern aber war die Besorgnis nicht auszutreiben, daß sie am Ende im Stiche gelassen würden, oder daß ihnen durch das Bündnis andre Gelegenheiten versperrt werden könnten, und das hat dann lähmend auch auf ihre Kriegsrüstungen, auf ihren Kriegsplan und auf ihre Kriegführung eingewirkt.

Wald genug trat ein kritischer Augenblick für das kaum geschlossene Bündnis ein. Als Österreich in Berlin die beiderseitige Abrüstung vorschlug, und Bismarck, dem starken Druck nachgebend, der in diesem Augenblick von allen Seiten im Sinne der Friedensbewahrung ausgeübt wurde, den Vorschlag zustimmend beantwortete, verloren die italienischen Bevollmächtigten sofort den Mut. Barral schrieb am 19. April: „Herr von Bismarck ist sehr unzufrieden mit der friedlichen Wendung, die der Konflikt zu nehmen scheint. Die Aussicht auf einen Kampf mit den Waffen ist für den Augenblick entschieden beseitigt. Unser Eindruck, der meinige und der des Generals Govone, ist der, daß Bismarck durch den österreichischen Vorschlag betroffen und durch die neue friedliche Phase, in die der Konflikt eintritt, sichtbar entmutigt ist.“ Entmutigt waren jedenfalls die Italiener, Govone hielt seine Anwesenheit in Berlin jetzt für nutzlos und trat am 24. April eine Reise nach Hamburg und Kiel an. Doch schon am 1. Mai wurde er durch Lamarmora telegraphisch nach Berlin zurückgerufen. Die Ursache war die Note des Grafen Mensdorf vom 26. April, worin erklärt war, daß Österreich von Italien bedroht sei, weshalb es die Kriegsvorbereitungen nach dieser Seite nicht einstellen könne. Schon am 21. April war der Befehl zur Mobilisierung der Südmarmee ergangen, die Wendung zum Krieg war damit zur hellen Freude Bismarcks entschieden, auch die italienische Armee wurde jetzt auf den Kriegsfuß gesetzt, hoch auf loberte durch ganz Italien kriegerische Begeisterung, und Govone erhielt nun den Auftrag, in Berlin anzufragen, wie sich Preußen verhalte, im Fall Italien Österreich angreife, und wie im umgekehrten Fall, wenn Italien von Österreich angegriffen würde.

Bismarck erwiderte, der König sei bei seiner friedliebenden Gesinnung nicht dazu zu bringen, seine Unterschrift unter eine Stipulation zu setzen, die Italien eine Handhabe gäbe, womit es Preußen wider dessen Willen in den Krieg ziehn könnte. Was den zweiten Fall betreffe, einen Angriff Österreichs auf Italien, so folge aus dem Wortlaut des Vertrags in diesem Fall für Preußen

keine Verpflichtung zur Bundeshilfe. Bismarck sagte aber zu, daß Preußen im eignen Interesse Italien nicht im Stich lassen werde, und setzte sogar seine persönliche Stellung dafür ein. Italien möge vertrauen auf die Gewalt der Umstände, auch wenn die Bedenken des Königs gegen eine bestimmte Zusage nicht zu überwinden wären. Das genügte aber Govone nicht. Der Vertrag sei eine „Offensiv- und Defensivallianz,“ und daraus folge, daß beide Teile gegenseitig zur Hilfe verpflichtet seien. Da er deutete an, daß sich bei der Weigerung Preußens, die Gegenseitigkeit anzuerkennen, Italien seinerseits von dem Vertrage lösen und anderweitige Kombinationen, z. B. ein französisches Bündnis, suchen könne. „Italien sei voll Zuversicht, habe ein vorzügliches und starkes Heer, ein patriotisches Volk, aber anstatt uns allein mit Oesterreich in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen, rate uns trotz unsrer Zuversicht die Klugheit, uns lieber anderswohin zu wenden zum Zweck andrer politischer und militärischer Kombinationen, und was die militärischen betrifft, so würde es uns beispielsweise genügen, auf unsrer Seite nicht ein französisches Heer, sondern allein das französische Banner zu haben, um den Kampf auch allein zu wagen.“

Man kann kaum annehmen, daß diese Drohung Bismarck sehr imponiert haben sollte. In unserm Buche wird es aber so dargestellt, als ob Bismarck, betroffen und die Gefahr eines Abspringens des Alliierten befürchtend, rasch die Autorität des Königs zu Hilfe gerufen hätte, um die Bedenken Govones zu zerstreuen. An demselben Abend rief er diesen in Eile zu sich und sagte ihm, er habe den König gesprochen, dieser rate Italien, sich des Angriffs zu enthalten, er habe sich aber vollkommen einverstanden erklärt mit seiner, des Ministerpräsidenten, Zusage, daß nämlich Preußen, obwohl durch den Vertrag nicht gebunden, Italien nicht im Stich lassen werde. Govone nahm mit Befriedigung diese im Namen des Königs abgegebene Erklärung entgegen. An Bismarcks Willen zum Krieg zweifelte er längst nicht mehr. „Graf Bismarck schreitet mit seiner ganzen Energie und geistigen Überlegenheit auf sein Ziel los, und dieses ist der Krieg mit Oesterreich. Da er es mit dem schwankenden König zu tun hat, kann er heute nicht mit absoluter Bestimmtheit sagen, daß er ihn immer auf seiner Seite haben wird, aber er kommt mit jedem Tag einen Schritt weiter. Sieht man auf die großen Interessen, die für Preußen auf dem Spiele stehn, sieht man auf den schon zurückgelegten Weg, und bedenkt man, wie günstig jetzt alles für Preußen liegt, so kommt man zum Schlusse: die Wahrscheinlichkeit wird immer größer, daß Bismarck sein Ziel erreichen kann.“

So war denn auch diese Wolke glücklich zerstreut, aber es blieb immerhin eine leichte Verstimmung zurück. Doch schon nach wenig Tagen sollte das Bündnis einer neuen, der stärksten Belastungsprobe ausgesetzt werden. Der Kaiser, der den Konflikt bisher geschürt, die Italiener zum Bündnis ermuntert hatte, war stutzig geworden, da die Zusagen, die er von Preußen erwartete, ausblieben, nie eine greifbare Gestalt gewannen, Bismarck jeder bestimmten Erklärung auswich. So in seinen Berechnungen unsicher geworden, hatte er sich Oesterreich zugewandt: er suchte jetzt geradezu die Allianz zu sprengen, die

unter seinen Auspizien zu stande gekommen war, und in diesem Sinne übernahm er es, das Angebot zu übermitteln, zu dem sich Österreich, gleichfalls um die verhasste Allianz zu sprengen, entschlossen hatte, und das, wenn es vier Wochen früher erfolgt wäre, in der Tat den Abschluß des Bündnisses verhindert hätte.

(Schluß folgt)



## Leibniz

### 1. Seine Physik



Der Kaiser hat in seiner von den Zeitungen vielleicht nicht ganz genau wiedergegebenen Bórlitzer Rede u. a. gesagt: „Das neue Jahrhundert wird beherrscht durch die Wissenschaft, die Technik einbegriffen, nicht wie das vorige durch die Philosophie.“ (Das philosophische Zeitalter ist um das Jahr 1850 vom naturwissenschaftlichen abgelöst worden.) Da gewisse Realisten diese Äußerung dazu mißbrauchen werden, die Philosophie aufs neue als ein Hirngespinnst vergangener Jahrhunderte zu verschreien, so kommt uns ein Buch gelegen, das an den unlösbaren Zusammenhang der Naturwissenschaften mit der Philosophie erinnert: Leibniz System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen von Dr. Ernst Cassirer. (Marburg, N. G. Elwert, 1902.) Die Physik ist sowohl bei den Griechen, wo sie in ihren Anfängen stecken blieb, als auch bei uns, wo sie sich zu einer endlosen Fortschritt verbürgenden Kraft und Fülle entfaltet hat, aus der Philosophie hervorgegangen und würde zur Überlieferung toter Formeln und Fertigkeiten erstarren, wenn das methodische schöpferische Denken — das und nichts anderes ist die Philosophie — einmal abstürbe. Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton, die größten Mathematiker, Physiker und Astronomen, sind Philosophen, die großen Philosophen Cartesius und Leibniz sind Mathematiker gewesen. Nicht Zufall oder Laune war es, was den Philosophen Leibniz zum Miterfinder der Infinitesimalrechnung machte, sondern diese ist die Wurzel, aus der seine Physik und seine Metaphysik in unauflösbarer Wechselwirkung hervorgegangen sind. Wenn dieser Zusammenhang in den meisten Darstellungen nicht einmal erwähnt, viel weniger ausführlich beschrieben wird, so kommt das wohl daher, daß die Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts — jetzt ändert sich das — in der Regel keine Mathematiker gewesen sind und die mathematischen Schriften des größten aller Polyhistoren nicht gelesen haben. Die Infinitesimalrechnung zu erlernen, habe zwar auch ich bis jetzt noch nicht Zeit gefunden, aber ihren Grundgedanken verstehe ich wenigstens (den Schlüssel habe ich bei Liebmann gefunden), und das genügt, auch Cassirers Buch zu verstehn, das uns erzählt, wie Leibnizens Philosophie samt der ganzen modernen Naturwissenschaft aus dieser Wurzel hervorgegangen ist.

Die Hälfte der Eins ist zweimal, das Viertel viermal in der Eins ent-